
Als ich, noch vor dem Krieg, von einem hangen Vorgefühl sachte nahenden Alters gestreift, der Kaiserstadt satt, nach Salzburg übersiedelte, fand ich es eigentlich fast unverändert vor, als ob es die ganze Zeit, seit ich nach der Matura, 1881, in die weite Welt gerannt war, verschlafen hätte. Die paar Wochen im Sommer, auf die sich damals, was man „Fremdenverkehr“ hieß, beschränkte, tat die Stadt gastlich, der Einheimische zog sich diskret zurück, des Herbstes gewärtig, wo sie dann ja wieder ihm gehörte, wieder den gewohnten Schritt aufnahm und man sich endlich wieder sicher fühlte, nicht plötzlich durch ein unbekanntes Gesicht erschreckt zu werden. Auch im verschwundenen alten Wien, so lange dort Väterbrauch halbwegs intakt blieb, hielt man ja, jedenfalls in der inneren Stadt, darauf, einander vom Sehen zu kennen, jeder blieb dem anderen in Evidenz und wer dem Hofrat X. etwas zu sagen hatte, stand einfach um halb Eins wartend an der Ecke der Spiegelgasse, wo der Hofrat zuverlässig täglich auf den Glockenschlag in den Graben einbog. Salzburg hielt an dieser strengen Ordnung bis in den Krieg hinein pedantisch fest, und wenn der Herr Magistratssekretär Y. einmal an der gewohnten Stelle zur gewohnten Stunde fehlte, ließ man, durch die Störung des Stadtbildes unruhig, telephonisch anfragen, was dem Herrn Magistratssekretär fehle. Diese Pünktlichkeit der Altsalzbürger Stadttagesordnung war mir, der nicht anstand, sich selber auch bald

in sie zu fügen, schon deswegen willkommen, weil man, ohne erst Zeit zu verlieren, genau wußte, wann und wo man sich einzufinden hatte, um des Anblicks der schönsten Mädchen gewiß zu sein. Auch sie hatten ihre festen Stunden zum Aufmarsch' auf der Stadtbrücke. Es waren ihrer nicht allzu viele, doch diese gaben aus. Freilich bleibt die Schönheit einer schönen Salzburgerin, ganz wie die ihrer Base: der schönen Linzerin auch, leicht in einer dumpfen Befangenheit stecken, sie traut sich nicht ganz heraus, ähnlich wie manchen Stimmen zum hohen C nichts als einfach der rechte Mut fehlt. So möchte man gotischen Holzfiguren zuweilen zurufen: Schau dich doch im Spiegel, wie schön du bist, und gewöhn dich schon endlich einmal daran! Gerade die weitaus Schönste von allen Salzburger Schönen jener Zeit war auch so gleichsam scheu vor ihrer eigenen Schönheit, ja fast erschrocken über sie, beschämt von ihr, und gerade diese Mischung von Angst, nur um Gottes Willen nicht auf ihrer Schönheit ertappt zu werden, mit einem dann doch immer wieder durchbrechenden Stolz auf diese Schönheit, vor der sie sich insgeheim fürchtete, gab der unwiderstehlichen Anmut ihrer strahlenden Erscheinung einen unvergeßlichen Reiz. Einfacher Leute braves Kind, schien sie vom Schicksal bestimmt, in einen stattlichen Gasthof einzuheiraten und die schönste Frau Wirtin der Stadt zu werden.

Jahre vergingen. Es wurde Krieg, dann schien es wieder Friede zu werden. Unser altes Vaterland war auf einmal weg. Ich zog nach München. Vorigen Sommer, auf der Fahrt an den Attersee, stieg ich in Salzburg aus, da trat eine verhärmte Gestalt auf mich zu. Nach einer Pause sagte die alte Frau: „Ich bin die Martha. Ja, mich erkennt niemand mehr.“ Ich erschrak so tief, daß mir kaum gelang, mein Entsetzen zu verbergen. Da war auch nicht ein Schatten mehr von der schönen Martha! Mein Erbarmen milderte sich, als sie mir ein dickes Manuskript ein-

händigte, mit der üblichen Bitte. Froh, nur fortzukommen, versprach ich, ihr Buch zu lesen. Aber auf der ganzen Fahrt ward ich das Jammerbild der einst so schönen Martha nicht los.

Das Manuskript war an tausend Seiten stark. Ich beschloß, Hundert zu lesen, und mich dann noch mit ein paar Stichproben aus dem Rest zu begnügen, um ihr schließlich guten Gewissens den üblichen Brief schreiben zu können, in dem man den Adressaten von seiner Talentlosigkeit so höflich verständigt, daß es ihm unbenommen bleibt, das Gegenteil herauszulesen. Es geschah mir aber, daß ich nicht aufhören konnte, bis ich durch war. Ich dachte schon nach den ersten Seiten nicht mehr an die arme Martha, das Werk ließ mich sie ganz vergessen. Aber ich konnte nicht aufhören, das Werk gab mich nicht mehr frei. Ich las und las, und das Herrliche war: ich las endlich wieder einmal, wie ich vor vierzig Jahren den ewigen Juden Eugene Sues, wie ich zum erstenmal Balzac und wie ich dann wieder Dostojewski las: ganz unliterarisch, ganz unkritisch, ganz unpsychologisch, ganz gleichgültig gegen die Form, nur mit dem herrlich rieselnden Hautschauder der Ungeduld, wie das weitergehen wird, wie das ausgehen wird, mit dem Kitzel einer Erregung, deren uns sonst gemeinhin nur das unmittelbare Leben selbst, eigenes Erleben gar, teilhaft macht. Und die Courths-Mahler! Der Zwischenruf soll mich nicht stören. Ja die Courths-Mahler auch, in deren Verspottung einzustimmen ich darum auch durchaus nicht willens bin, denn sie kann etwas, was unsere sämtlichen großen Schriftsteller heute nicht können, sie gibt uns den Rohstoff des Daseins. Die griechischen Tragiker und Calderon, Cervantes, Lope und Shakespeare und Balzac und noch Dostojewski konnten das auch, nur konnten sie noch mehr: ihnen war gegeben, des Daseins rohem Stoff, den die Courths-Mahler einfach in die Windeln einer ahnungslosen und überdies sprachhohnmächtigen Psychologie ein-

fatscht, mit ruhig bildender Hand leuchtende Gestalt und Erscheinung abzdringen. Aber wenn ein Kunstwerk, ein wahrhaftes, nur in der Begegnung, in der Vermählung von Rohstoff und Bildkraft entsteht, haben dagegen wir in dieser trostlosen Zeit immer nur die Wahl zwischen Rohstoff, für den sich kein Bildner, oder Bildkraft, die zu keinem Rohstoff findet.

In diesem von Leben überdrängten, von Leben überströmenden Buch der Martha blitzt zuweilen auch Bildkraft auf, oder doch Ahnung davon, ein ringender Wille zur Form. Sie kommt nur nicht dazu, weil ihr das Leben zu heiß ins Gesicht schlägt. Dann wird ihr Herzklopfen von Angst und Scham so stark, daß es auch auf den Leser überspringt. Das Buch wird zum Schrei, Notschrei, Wutschrei. Es hat dann zuweilen den gewaltigen Ton aller großen Konfessionen, die ja stets Anklagen der Menschheit werden. Hier steht der Mann angeklagt. Nicht irgendein einzelner Mann, nicht dieser eine bloß, sondern der Mann mit der in Liebessachen, wenn nicht üblichen, sondern doch gemeinhin gern verziehenen Moral, der in Liebessachen so ziemlich alles für erlaubt gilt, wovon dieser hier freilich einen ungewohnt argen, einen geradezu monströsen Gebrauch macht. Aber dem liebenden Mann vergibt die jetzt übliche „Moral“ doch alles, eben weil er ja liebt; und wenn er dann zu lieben aufhört, erst recht, weil er ja nicht mehr liebt. Daraus ist nun hier eine ganz unsentimentale Geschichte geworden. Da steht der Mann nackt vor uns. Frauenrechtlerinnen werden ihn auch nicht ändern. Jünglinge sollten dies Buch lesen, bevor sie noch in die bräuchliche Männerliebesmoral hineinrutschen, Jünglinge, die noch den Stolz der Scham haben, ihrer Mütter und ihrer Schwestern eingedenk!

Hermann Bahr

Martha Berger

*

Erster Teil